

analysiert und an diesen beiden Repräsentanten ihrer jeweiligen Epoche einen Wandel der Reichsidee herausarbeitet: „Die Staatsidee hat den Sieg über die Reichsidee davongetragen, die Jurisprudenz die Theologie um ihren Primat gebracht“ (S. 264).

Dem dritten Themenkomplex „Das Patriarchat Aquileja im Mittelalter“ gelten drei Beiträge. Während der Arbeit an seinem grundlegenden Buch „Patriarch und Landesherren. Die weltliche Herrschaft der Patriarchen von Aquileja bis zum Ende der Staufer“ (Graz / Köln 1954) entstand die Studie „Die Besetzung des Patriarchenstuhls von Aquileja bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts“ (S. 277–296): Sch. stellt in weitgespanntem Überblick die Verhältnisse in Aquileja seit dem V. Jh. in den Rahmen der allgemeinen Entwicklung und kann dabei einige Besonderheiten herausarbeiten, z. B. das wesentlich längere Festhalten an der freien Wahl im Vergleich zu den Germanenreichen nördlich der Alpen. Einen Überblick über die Geschichte des Patriarchats bis zum Ende der Stauferzeit bietet der Trienter Tagungsvortrag von 1979 „Il patriarcato di Aquileja“ (S. 297–331). Ebenfalls auf einen Vortrag (bei der Friaul-Tagung in Udine 1983) geht der Beitrag „Frederico II e il Friuli“ (S. 333–348) zurück, der besonders das Verhältnis des Stauferkaisers zum Patriarchat untersucht.

Ein zeitlich weiter Bogen umspannt die vier „Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte“ des letzten Komplexes. In „Begegnungen Thomas Ebendorfers auf dem Konzil von Basel“ (S. 351–377) schildert Sch. zunächst Ebendorfers Rolle in Basel und greift dann aus der Fülle seiner dort gemachten Bekanntschaften die Begegnung mit vier ganz unterschiedlichen Persönlichkeiten heraus: mit Nikolaus von Kues, dem Juristen Gregor von Heimburg, Enea Silvio Piccolomini und dem schwedischen Bischof Nikolaus Ragvaldi (die sich auch untereinander kannten). An diesen Beispielen wird plastisch verdeutlicht, „daß die spätmittelalterlichen Konzilien über ihre kirchliche Aufgabe hinaus Orte fruchtbarer geistiger Berührung und Auseinandersetzung waren, in der sich eine Wende der abendländischen Geschichte ankündigte“ (S. 377).

Sch.s Überlegungen „Zur Entstehung der Universität im Mittelalter“ (S. 379–393) setzen sich kritisch mit Herbert Grundmanns These auseinander, konstitutiv für den Ursprung der Universitäten sei „das gelehrte, wissenschaftliche Interesse, das Wissen- und Erkennen-Wollen“ (S. 383). Sch. leugnet zwar nicht „einen Enthusiasmus des Wissens“, sieht aber im korporativen Gedanken als dem herrschenden Prinzip der Zeit das Hauptmovens: „Dem Einigungswesen des Hochmittelalters verdankt die Universität als freie Vereinigung der Lehrenden und Lernenden ihre Entstehung“ (S. 392).

Der ausführliche Überblick über „Die Historischen Studien und deren Abteilung am österreichischen Kulturinstitut in Rom nach dem Zweiten Weltkrieg“ (S. 395–435) schildert die langwierigen Bemühungen um die (1949 erfolgte) Wiedereröffnung des Kulturinstituts und die Rückführung der Bibliothek, die der Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts einverleibt worden und 1944 nach Pommersfelden ausgelagert worden war. Die anschließende Dokumentation der wissenschaftlichen Unternehmungen und Veröffentlichungen spiegelt zu einem nicht geringen Teil die Verdienste des Verfassers, der von 1954 bis 1981 wissenschaftlicher Sekretär und dann Direktor des Instituts war. Den Bemühungen Theodor von Sickels und Ludwig von Pastors um die Zugänglichkeit des päpstlichen Geheimarchivs im Vatikan gilt der letzte Beitrag „Theodor von Sichel e Ludwig von Pastor quali protagonisti dell'apertura dell'Archivio Segreto Vaticano“ (S. 437–447).

Ein von Peter F. Kramml zusammengestelltes Verzeichnis der Schriften des Jubilars und der von ihm angeregten Dissertationen beschließt den gewichtigen Band.

Bonn

Ulrich Nomm

Giorgio Picasso (Hrsg.): Il monastero di S. Ambrogio nel Medioevo. Convegno di Studi nel xii centenario: 784–1984. (Bibliotheca erudita. Studi e Documenti di Storia e Filologia 3, Dipartimento di studi medievali, umanistici e rinascimentali). Mailand 1988, 516 S., 12 Tafeln.

Es lag nahe, daß die junge, 1921 gegründete Universität, genannt Cattolica del S. Cuore oder einfach Gemelli-Universität, nach ihrem Gründer, dem berühmten Franziskaner Agostino Gemelli (1878–1959), sich der hohen geschichtlichen Bedeutung ihres Sitzes, den sie auf dem 12hundertjährigen Gelände in den 1497 von Bramante

(1444–1514) gestalteten hochkünstlerischen Gebäuden eingenommen hatte, bewußt werden wollte. Die beiden Dozenten für mittelalterliche Geschichte an ihrer philosophischen Fakultät, Pietro Zerbi und Annamaria Ambrosioni, zählend zu den Experten der Mailänder Kirchengeschichte, organisierten einen Studienkongreß im Gedenkjahr 1984 (5./6. November) und legen nun den Report vor, der 19 von 21 Referaten enthält, die dank des zeitlichen Abstandes genügend durchgesehen, und wo nötig ergänzt werden konnten; 46 Seiten Indices bekräftigen den wissenschaftlichen Wert.

Hinter der Klage über das Defizit an Vorarbeiten zur geschichtlichen Erfassung taucht die Größe dieses Vorhabens auf. Immerhin hatte sich das von den Frankenherrschern gegründete Kloster (784) (zum Vergleich: 744 gründete Bonifatius Fulda), bald ausgestattet mit weitgestreuten Besitz von Landgütern, entfaltet als Hauptkloster in Mailand parallel zur wachsenden Bedeutung der Hauptstadt des Langobardenreiches. Es hatte das Grab des Ambrosius zu hüten und gewiß auch das geistige Erbe der Kirchenväterschriften des Ambrosius und dessen Täufling Augustinus, undenkbar ohne Bibliothek. Die Bibliotheksgeschichte liegt nun hier vor – von Frau Prof. Mirella Ferrari (S. 82–164). Prunkstück ist Kodex M 15, aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, Sammelhandschrift mit bedeutsamen Stücken aus Plinius d. Ä. und Arator. Ebenso neu zu schaffen war die *Series abbatum*, denn keine Chronik ist erhalten. Nunmehr wissen wir Namen und Zahlen der 55 Benediktineräbte, deren 47. und letzten vier Kommendaräbte waren: ihnen folgten 1498 für die beiden letzten Jahrhunderte bis zur Aufhebung (1799) Zisterziensermönche, deren Wirken hier nicht bearbeitet wurde. Wohl aber wird deutlich, welches festgefügte Erbe die Zisterzienser antreten konnten und angetreten haben, als sie die 32 noch 1471 hochkünstlerisch gestalteten Chorstellen wieder füllen konnten. Das geistvolle und fromme Programm dieses Schnitzwerkes wird S. 457–472 und durch 12 Tafelbildungen erläutert.

Das Ambrosiuskloster galt als Reichsabtei, zählte um 1200 an 40 Mönche, die den Gottesdienst versahen, die Güter verwalteten und manche Seelsorgsarbeit übernahmen. Politisch-historischer Höhepunkt seiner Entwicklung ist unstreitig die Trauung Heinrichs VI. mit der Erbin Siziliens, Konstanze d'Altavilla, Ausdruck der nunmehr erreichten Verbindung Süditaliens mit dem Reich der Hohenstaufen, in der Klosterkirche. So mag es manches Fest, manche Feier gegeben haben. Doch die Zahl der Mönche nahm ab, um 1300 war sie auf 15, um 1400 sogar auf nur 6 reduziert. Die Gründe dafür sind wohl kaum ausreichend zu ermitteln, jedoch kann man sich vorstellen, wie sehr das Stadtkloster in die politischen Kämpfe und Kriege der Stadt Mailand miteinbezogen wurde. Die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen, der Pataria, der Visconti und Sforza, der Erzbischöfe und römischen Päpste mußten miterlitten werden, mit den geistigen modernen Strömungen der Humiliaten, Franziskaner, Dominikaner mußte man sich auseinandersetzen. Dazu ist hier manches entdeckt und dargestellt worden, wenn auch kaum zu erhoffen ist, daß genügend Stoff für eine ausreichende Abteigeschichte gefunden und ausgewertet werden kann. Mabillons Urteil 1685: „Es gibt dort keine alten Handschriften, im ganzen Kloster nicht, wie uns versichert wurde“ erklärt sich harmlos damit, daß ihm der Zugang zum Archiv trotz zweimaligen Bemühens verweigert wurde. Mehr Glück hatte 1860 der Westpreuße Philipp Jaffé, der trotz damaliger politischer Unruhen in aller Stille mittelalterliche langobardische Texte entdeckte und veröffentlichte; Jaffé wird im Register 16mal erwähnt, Mabillon nur dreimal.

Die hohe Zahl und solide Ausführung der Referate beantworten eigentlich am besten die Frage nach der historischen Bedeutung des Ambrosiusklosters. Vom Leser wird allerdings eine gute Kenntnis der gewiß großartigen Mailänder Geschichte vorausgesetzt, einer Voraussetzung, der er nur teilweise genügen wird. Immerhin wird er angeregt, dem Beispiel Jaffés zu folgen, von dem es hier anerkennend heißt, er habe sich still der friedlichen Arbeit der Klio gewidmet. Man mag den Verlust der Quellen und das Defizit der Chroniken beklagen, unbestritten bleibt die selbstverständliche Würdigung des hohen Alters, also steten Lebens eines Klosters, das doch nur überleben konnte, wenn es selbst einigermaßen gut geführt und wenn seine Güter genügend gut verwaltet wurden. Aber diese alltägliche Arbeit hat nicht in den Chroniken ihren Niederschlag gefunden, und doch hat sie über Jahrhunderte hinweg bewahrt und befestigt, was man soziale Ordnung nennt, sozialer Frieden, der hier gefunden wurde als *tranquillitas ordinis*. „Unter dem Krummstab lebt sich's am besten“, wußte Ludwig Windhorst seiner Zeit den Parlamentariern zu erzählen. Das Ambrosiuskloster mußte

also auch eine Stätte des Friedens für viele und einfache Menschen gewesen sein, hat also Geschichte „gemacht“. Dieses dankbare Empfinden hatten wir bei der Lesung dieses anspruchsvollen Werkes, an dem so bereitwillig viele Nachfolger der Benediktiner und Zisterzienser von San Ambrogio beigetragen haben, ohne selbst Ordensleute zu sein.

*Siegburg*

*Rhaban Haacke*

Matthias Untermann, *Der Zentralbau im Mittelalter. Form – Funktion – Verbreitung*. Darmstadt (Wiss. Buchgesellschaft) 1989; VIII, 322 S. mit 197 Abb. im Text.

In der großen Zahl der mittelalterlichen Kirchen überwiegen die Längsbauten bei weitem. Die Zentralbauten bilden eine Minderheit. Als Ausnahmen sind sie interessant.

Diesem Umstand ist es wohl vor allem zuzuschreiben, daß die Literatur zu Fragen des Zentralbaus und zu einzelnen Zentralbauten so umfangreich ist. Während sich die Autoren der Renaissance hauptsächlich aus formalen, ästhetischen Gründen zum Zentralraum als einer Idealform bekennen, kann den mittelalterlichen Bauten immer unterstellt werden, es seien bestimmte inhaltliche Gründe gewesen, die zur Wahl einer zentrierten Bauform geführt haben.

Wenn es jetzt ein Autor unternommen hat, das ganze Thema des mittelalterlichen Zentralbaus noch einmal aufzugreifen, so kann es nicht darum gehen, den in reichem Maß umlaufenden Thesen eine weitere hinzuzufügen oder gar endlich die einzig richtige Begründung an die Stelle der vielen Begründungen zu setzen. Untermanns Ziel ist eine umfassende Bestandsaufnahme der Zentralbauten im ganzen Bereich der lateinischen Kirche von der Merowingerzeit bis zur Reformation.

Der Untertitel gibt die Gliederung des Buches wieder. Der einleitende Abschnitt befaßt sich mit der Form der Bauten und macht dabei deutlich, welche Vielfalt verschiedener Typen der Sammelbegriff „Zentralbau“ einschließt: Runde, polygonale, kreuzförmige, quadratische, vier- und mehrpaßförmige Grundrisse mit und ohne Annexräume und Umgänge. Dazu kommen die auf einer Seite – meistens im Westen – durch einen Längsraum erweiterten Zentralbauten. Weiter gibt es ein- und mehrgeschossige Anlagen und außer den vielen, bei denen der Raum oder ein Raumteil die Mitte bildet, auch solche, die im Zentrum eine Stütze haben. Der Überblick zeigt bereits, daß es eine klare Definition, die eindeutig festlegt, was unter den Begriff „Zentralbau“ zu subsumieren ist, gar nicht geben kann.

Der zweite Abschnitt „Funktion und Bedeutung“ nimmt mit 208 Seiten mehr als drei Viertel des Textes ein und bildet den Hauptteil des Buches. Er wird durch einen knappen Überblick über den „Forschungsstand der Architekturikonologie“ eingeleitet. Untermann beginnt dann seine Folge mit den durch das Patrozinium bedingten Formen. Es leuchtet sofort ein, wenn Hl.-Kreuz-Kapellen kreuzförmige Grundrisse haben, oder wenn Dreifaltigkeitskirchen mit drei Apsiden, etwa als Trikonchos angelegt werden. Aber schon hier stellt der Verf. fest, daß es außer diesen „redenden Grundrissen“ (wenn wir den heraldischen Begriff auf die Architektur übertragen dürfen) auch einfache längsgerichtete Bauten mit denselben Patrozinien gibt und daß sich die Wahl eines solchen Patroziniums nicht zwangsläufig auf die Bauform auswirkte.

Wo sich im mittelalterlichen Schrifttum inhaltliche Erklärungen für Bauformen finden, sind es immer nachträgliche Ausdeutungen, aber nie authentische Mitteilungen der dem Bautwurf zugrunde liegenden Idee. Wohl aber finden sich zeitgenössische Angaben über Vorbilder, und so behandelt U. als nächstes die Nachbildungen von Kirchen im Heiligen Land und in Rom.

Die Kapelle, zu der das Grab Christi in Jerusalem geformt wurde, und die 335 geweihte Anastasis-Rotunde, die es umschließt, sind die wichtigsten und am häufigsten nachgebauten Vorbilder. Freilich sind zeitgenössische Belege vor dem Spätmittelalter selten, und längst nicht für alle Bauten, die in der Literatur in diesen Zusammenhang gestellt wurden, ist die Zuordnung nachweisbar.

Die Rundkirchen des Templerordens werden gerne auf den Felsendom in Jerusalem zurückgeführt. U. weist nicht nur darauf hin, daß die Mehrzahl der Tempelkirchen